

Wo bleibt der pädagogische Zweck?

Autor(en): **Umfrid, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1909)**

Heft 21-22

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wo bleibt der pädagogische Zweck?

Die deutsche Jugendbücherei, herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften, soll offenbar der Erziehung der Jugend dienen, ja ihre Herausgeber haben die ausgesprochene Absicht, die Schundliteratur, die Geist und Gemüt der Jugend zu vergiften geeignet ist, zu ersetzen durch unanfechtbar wahrhaft menschliche Gesinnung bildenden Lesestoff. Wir können aber diejenigen Schriften, die darauf ausgehen, den kriegerischen Geist in der Jugend durch grausige Schilderung von Schlachtszenen wach zu erhalten, nicht für unanfechtbar halten. Das Talent Liliencrons, plastisch und anschaulich zu malen und in frischem Ton die dramatischen Szenen auf dem Kriegstheater zu schildern, soll in keiner Weise von uns heruntergesetzt werden. Aber der Inhalt der Schilderungen ist denn doch ein solcher, dass wir die drei Kriegsnovellen, die als Nummer 1 in der deutschen Jugendbücherei figurieren, beim besten Willen nicht für eine gesunde Nahrung des jugendlichen Gemüts halten können. Dabei ist der Ton doch ein so blutdürstiger, es liegt eine solche Lust an der Wut des Kampfes in der Darstellung z. B. der „Sommerschlacht“, dass wir das nicht mit derjenigen Moral vereinigen können, die unserer Jugend anezogen werden muss. Eine Stilprobe mag bis auf weiteres genügen. Ich nehme die Worte mitten aus der ersten Novelle heraus; sie lauten wie folgt:

„Rechts und links marschierst auf! Marsch! Marsch!“ Dann, langgezogen: „Schnellfeuer!“

Und die Hölle tut sich bei uns auf. Mit wundervollem Mut, mit prächtigem Vorwärts, weit die Offiziere voran, und wenn sie fallen, springen andere vor, so dringt's her gegen uns. Aber der Feind kann nichts machen gegen unser Blitzfeuer. Er muss zurück. Verwundete schwanken auf uns zu.

Da kommt der Hauptmann wieder. Er drückt mir die Hand. Und ein Funkelfeuer wirft sein Auge in mein Herz. Ich weiss, was er will: „Auf!“ schreit er, und vorwärts, glühend er voran, mit Marsch, Marsch auf den Feind. Wir sind an der Mauer. Hinauf! Hinab! Mann gegen Mann. Ein langer österreichischer Jäger hebt mich am Kragen hoch und will mich wie einen Hasen abfangen. Aber: „Ha!“ faucht es neben mir durch die Nase, und Cziczan „flutscht“ ihm das aufgepflanzte Seitengewehr durch die Rippen. Einen Augenblick schau ich mich um: der alte Sergeant steht neben mir. „Ha!“ schnaubt er durch die Nase. Seine Augen rollen. Er ist der einzige, der auch in diesem Augenblick nicht einen Knopf, nicht den Kragen geöffnet hat.

Und Stoss auf Stoss und Schlag auf Schlag. Ein feindlicher Offizier zielt zwei Schritte vor mir auf mich mit seinem Revolver. Ich springe mit dem Degenknaufl auf ihn zu. Bums! liegt ich. Aber es war nicht gefährlich. „Ha,“ hör' ich Cziczan, und der Offizier hat von ihm einen Schuss durch die Stirn. Ich bin schon wieder hoch. Meinen Hauptmann erblick ich, von drei, vier Jägern angegriffen. Den einen würgt er, gegen den zweiten, der wütend mit dem Kolben auf ihn einschlägt, hält er den Säbel hoch. „Cziczan, Cziczan,“ ruf ich heiser. „Cziczan, Cziczan! Der Hauptmann, der Hauptmann!“ „Ha!“ und wir springen wie wilde Katzen auf den Raub. Das war hohe Zeit.

Auf dem Kirchhof sieht's greulich aus. Der Feind, immer wieder unterstützt, wehrt sich verzweifelt. Auch wir haben Hilfe erhalten. Nach wie vor ist der Kirchhof umstritten.

Aus der offenen Tür der Kapelle quillt ein dicker schwarzer Qualm; er schlägt draussen nach oben zum Turm. Dieser steht in Flammen.

Grausig sieht's drinnen aus. Es wird gekämpft hier bis zum äussersten, fast um jeden Stuhl. Ein österreichischer Infanterist hat im Todesschmerz die halb herabgeschleuderte Madonna umfasst. Er ist längst tot. Ueber und über sind er und das Muttergottesbild in Blut gebadet. Cziczan ist es gelungen, auf die Kanzel zu klettern. Von hier gibt er sicher Schuss auf Schuss in den Knäuel. Vom Altar sind Decke und Gefässe heruntergerissen; sie rollen hin und her zwischen den Kämpfenden. Die Orgelpfeifen, der Erbarmer, die Fenster, alles ist durchlöchert von Kugeln.

Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh' ich ihn noch ... wo ... wo ... alles Rauch, Flammen, Schaum, Wut... Da hör' ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant!“ „...Wo ... wo bist du ... Mehrkens, Mehrkens, wo bist du ...“ Einer unklammert meine linke Hand fest, schraubenartig. Ich beuge mich ihm zu. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuss von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt ... und er sinkt in den Blutsee.

Der Kirchhof ist unser! Hurra! Hurra!

Den Hauptmann treff' ich auf der Mauer. Fast die ganze linke Seite seines Rockes fehlt. Das Hemd steht vorn auf. Seine breite Brust keucht in langen Zügen. Ich springe zu ihm hinauf. Sich mit der Rechten auf den Säbel stützend, ergreift er meine Hände mit der Linken. So stehen wir eine Minute, hoch auf der Mauer, schweigend. Und vor uns dampft es, und um uns, und überall. Funken, von der Kirche her, umtanzen uns wie goldene Mücken. Mein linker Fuss ruht auf dem Nacken eines beim Uebersteigen der Mauer erschossenen und hängen gebliebenen Jägers. Und so stehen wir ... schweigend ... eine Minute ... und Sieg und Sonne glüht auf unsern Gesichtern.

„Noch kein Feierabend,“ sagt er stillächelnd, und mit: „Vorwärts! Vorwärts!“ springt er hinab; ich mit ihm.

Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiss. Der Tambour schlägt unausgesetzt plum—bum, plum—bum, plum—bum, immer nach dem zusammenfallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh' mit dem Hauptmann, vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umgrenzt von Toten und Verwundeten. Längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reisst die halbe Einfassung mit, und einige kollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsiliere hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt, Arme, Beine, Köpfe, grosse Fleischstücke hat sie geharkt. Der Hauptmann lässt Avancieren blasen und ruft: „Nicht umsehen! Nicht umsehen!“ Der Tambour schlägt wieder plum—bum, plum—bum, plum—bum. Vorwärts! Vorwärts! — — —

Was ist nun die Absicht eines solchen höllischen Gemäldes? Der Dichter denkt in diesem Fall sicher nicht daran, den Hass gegen den Feind predigen zu wollen. Die Szene ist ja aus dem Sechszwanziger-Krieg genommen, den Preussen gegen Oesterreich geführt hat. Oesterreich ist aber jetzt unser treuester Bundesgenosse, unser „einzigster Sekundant“ von Algeciras her. Es ist leider auch nicht die

Meinung des Poeten, den Abscheu gegen den Krieg zu erregen, obwohl seine Schilderung mehr als einmal geradezu gewaltsam das Grauen hervorruft. Seine Tendenz ist vielmehr, nicht nur durch möglichst realistische Färbung einen lebensvollen Eindruck von den kriegerischen Affären hervorzurufen, sondern auch die Lust am Krieg, durch die aufregende, alle Nerven anspannende Schilderung des Handgemenges mit seinen einzelnen Episoden zu erzeugen. Der Mannesmut soll eben dadurch in das glänzendste Licht gestellt werden, dass er mit Hurra-gebrüll vorwärts stürmt, auch wenn er durch Bäche von Blut waten muss. Man hat den wahren Freunden des Friedens vorgeworfen, dass sie in weichen und schwächlichen Tönen ihre Sache vertreten. Es ist in Wahrheit nicht Weichlichkeit, wenn sie von derartigen Schlächtereien mit Empörung sich abwenden. Es ist der Abscheu an barbarischer Wildheit, der sie den Krieg mit seinen blutigen Menschenopfern verwerfen lässt. Ein Mensch, der eine Freude daran haben kann, wenn die Granaten die Eingeweide herausaspeln und Arme, Beine, Köpfe und grosse Fleischstücke „sich harken“, der verdient vor unsern Augen den Namen Mensch nicht mehr. Es ist uns aber hier hauptsächlich um unsere Jugend zu tun. Was ist das Ziel der Erziehung? Wenn unsere Jungen nichts anderes sein sollen als schneidige Soldaten, die weder den Wert des eigenen noch den des fremden Lebens achten, wenn sie dazu erzogen werden sollen, alles zu verachten, was nicht deutsch und preussisch ist, wenn sie ausgebildet werden sollen zu dem tierischen Kampf ums Dasein, der mit Hörnern und Zähnen oder, soldatisch ausgedrückt, mit Bajonetten und Gewehrkolben geführt wird, dann mag man sie mit den Kriegsnovellen von Liliencron speisen. Will man aber das Goethesche Wort „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ für sie zum Leitstern machen, will man Leute heranwachsen sehen, die Herz und Sinn für die höchsten Güter der Menschheit haben, Leute, die ihrem und andern Völkern zum Heile werden können, dann wähle man Bücher, die den Geist für Werke des Friedens und der Liebe begeistern und die der alten Moral noch ihren Ehrenplatz im Reich der Geister lassen, dieser alten Moral, die den Totschlag im Grossen wie im Kleinen verbietet.

O. Umfrid.

* * *

Nachschrift. Die obigen Ausführungen haben inzwischen in den „Friedens-Blättern“ eine Entgegnung gefunden, und zwar von seiten eines Vertreters der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Der Verfasser, der sich selbst als Anhänger der Friedensbewegung zu erkennen gibt, glaubt, dass die naturwahre Schilderung der Schlacht im Herzen der Jugend den Widerwillen gegen den Krieg wachrufen werde. Er erwartet, dass die Kunst vom Barbarismus erlöse.

Wir müssen Umfrid recht geben, wenn er darauf erwidert, dass diese Wirkung bei der Jugend nur dann eintreten könne, wenn dazu der nötige Kommentar beigefügt werde und dass ohne diesen die Kriegsnovellen Liliencrons missverstanden und von der Jugend als Verherrlichung des Krieges gedeutet werden.

—o—

Lesefrüchte aus „Der wahre Krieg“.

Ein Vortrag von Oberstlieutenant a. D. O. Graewe-Neisse.

„Der wahre Krieg hat gar nichts Schönes, Erhabenes; sein innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners, ist sogar die hässlichste menschliche Tätigkeit,

die man sich nur denken kann, denn der Anblick des Sterbens im Kriege ist gar nicht verschieden von dem des unnatürlichen Sterbens anderer Geschöpfe auf der Jagd oder im Schlachthause. Wie schwer und ungerne stirbt jeder Verwundete! Wie oft, auch in Lazaretten, wo ich lange verwundet lag, konnte man als letztes Wort Sterbender ein bitteres, die bestehenden Zustände anklagendes hören! Wenn Horaz sagt, dass es süß sei, auf dem Schlachtfelde zu sterben, so hat er sicher niemals eine Schlacht mitgemacht.

„Wie der Schlächter in seinen Laden Blumen stellt und ihn peinlich sauber hält, um das Rohe zu verdecken, den Käufer zu bestechen, so zeigen auch die Anpreiser des Krieges von ihm immer nur pikant Zurechtgemachtes. Weil eben das eigentliche Metier des Krieges höchst unappetitlich ist, wurde alles Kriegerische stets mit besonderem Nimbus umgeben.

„Die furchtbarste Katastrophe nach einer verlorenen Schlacht“, sagt ein bekannter Militärschriftsteller, „ist eine gewonnene“, und kennzeichnet damit den Seelenzustand derer, die die Schlacht wirklich schlugen, war sie nun siegreich oder verloren.

„Im Kampfe gegen den eigentlichen Krieg wird die Diplomatie immer versagen. Hier können nur die Völker selbst helfen.

„Entgegen den klaren Lehren Christi hat die neuere Kirche den Krieg nie bekämpft, entgegen auch der Mahnung: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget!“ Einigermassen verständlich wird diese Haltung der Kirche durch den Blick in die Vergangenheit. Aber man fragt sich: Warum bleibt sie passiv auch in den jetzigen, völlig veränderten, günstigeren Zeiten?

„Wie kann der Krieg von Gott kommen, da ihn Gottes Sohn verwirft? Sagt er nicht selbst: „Es ist unmöglich, dass nicht Aergernisse kommen; wehe aber dem, durch welchen sie kommen!“ Haben manche Geistliche keine rechte Vorstellung von dem Elend des Krieges? Mögen sie doch nur der Tausende von Müttern gedenken, die stündlich die Stimme dessen vermissen, den ihnen der Krieg nahm, der sie im schweren Lebenskampfe stützen, dessen Auge im harten Alter über ihnen wachen sollte. 1870 allein starben auf den Schlachtfeldern 40,000 Deutsche und die doppelte Anzahl Franzosen, und ebensoviele Franzosen liegen, als Kriegsgefangene gestorben, in Deutschland begraben. Das sind allein 200,000 in der Jugend gestorbene Tote, um deren jeden eine Mutter sich grämte bis in das eigene Grab hinein. Wer sich nicht hinein-denken kann in den Jammer, der halte sich doch an die einfachen Worte Christi, der die Not der Menschen immer am besten verstand.

„Glaubt die Kirche den Kampf als solchen überhaupt scheuen zu müssen? Christus hat den Kampf mit den Waffen des Geistes gegen alles Niedrige, Gemeine, Unchristliche stets gewollt — nur den Kampf mit irdischen Waffen hat er stets verboten und verhindert.

„Täglich hört unsere Jugend in der Schule von einem Dutzend solcher aus Eigennutz entstellter Schlachten und ebensovielen Feldherrnreden, und alles, durch das Alter geheiligt, ist ihr Wahrheit! Welche falsche Basis für die Lebensanschauungen unserer gebildeten Stände! Diese betrügen sich nicht nur selbst, sondern vergessen auch die Verantwortung, die sie gegen das Volk haben, dessen Führer sie sind, das mit seinem Blut schliesslich für die alten Phantasiegebilde einstehen muss. Dabei kann man täglich die salbungsvollen Worte hören: „Das Beste ist für die